Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 44. 1892.

Die zweite Frau.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Es sah schlimm aus in der Kellerwohnung, in die jetzt Alma und Baumann eintraten. Auf dürftigem Lager ein krankes Weib mit einem Säugling; auf dem Boden drei halbnackte kleine Kinder. Wenige Möbel; die Luft kalt und dumpfig.

Alma schauerte, als sie eintrat. „Ich bringe Ihnen Ihre Lotte, gute Frau," sagte sie zu der Kranken, die sich vergebens aufzurichten versuchte. „Erschrecken Sie nicht; das Kind wäre beinahe überfahren worden, doch ist es mit einem großen Schrecken davongekommen. Freilich ist's möglich, daß es sich beim Fallen verletzt hat; es wird gleich ein Arzt kommen, der nachsehen soll. — Wo soll ich die Kleine hinlegen?"

„Zu mir; wohin anders?" erwiederte die Frau weinerlich. „Hier kriechen wir Alle zusammen und wärmen uns aneinander." Sie stieß das Kind mit dem Ellenbogen, als es neben ihr lag. „Dummes Ding, hab' ich Dir nicht immer gesagt, Du sollst Deine Augen gebrauchen, wenn Du auf der Straße bist! Warum hast Du nicht besser aufgepaßt, he? Da haben wir's nun! Wer soll uns jetzt das tägliche Brod zusammenbetteln? Was bringst Du mit?"

„Nichts," stammelte das Kind. „Es ist mir Alles aus der Hand gefallen, als ich unter die Pferde kam."

Die Frau brummte etwas Unverständliches. Dann sagte sie: „Es ist einerlei. Früher oder später muß doch das Ende kommen."

„Haben Sie keinen Mann?" frug Alma erschüttert.

„O ja. Aber er hat mich sitzen lassen vor ein paar Monaten, der Lump! Der Kindersegen wurde ihm zu groß. Und seit das Letzte gekommen ist, hab' ich nicht mehr arbeiten können. Von hier sind wir auch nicht; da läßt sich die Behörde nicht zu Hause finden."

Baumann sagte leise zu Alma: „Entschuldigen Sie mich; ich will draußen auf Sie warten."

Sie verzog die Lippen und nickte. Welch' eine feige, herzlose Kreatur war doch im Grunde dieser lustige, hochgeschätzte Freund!

Der Arzt kam; Alma half ihm beim Entkleiden des Kindes. Die Verletzungen desselben erwiesen sich als unbedenklich; nach acht Tagen werde es wieder auf die Straße gehen können, meinte der Arzt. Zunächst allerdings müsse es stille liegen und dürfe das rechte Knie nicht biegen.

„Wer aber sorgt inzwischen für die Nahrung all' dieser Wesen?" fragte Alma.

Jener zuckte die Achseln. „Ich will einen der Gemeindevorsteher von den Zuständen unterrichten, die ich hier vorgefunden habe," versetzte er.

„Darüber vergeht Zeit. Und sofortige Hilfe thut Noth. Warten Sie — wenn ich Ihnen Mittel zur Verfügung stellte, würden Sie sich der Mühe unterziehen, das Nöthige anzuordnen? Ich bin gänzlich unerfahren in diesen Dingen, ich würde gewiß Alles am unrichtigen Ende anfassen."

„Gerne bin ich bereit, Ihre wohlthätigen Absichten auszuführen," versicherte der Arzt. „Ich kenne eine zuverlässige Person ganz in der Nähe, welche sofort als Pflegerin eintreten könnte."

Alma zog ihre Börse und schüttete den Inhalt in ihre Hand. Es waren nur wenige Silberstücke. „Einen Augenblick!" rief sie und eilte hinaus. „Herr Baumann! Wo sind Sie? Bitte, geben Sie mir doch, was Sie an Geld bei sich haben! Rasch! Ich habe da unten zu helfen versprochen und finde nur einige Mark in meiner Tasche."

„Ich bedaure unendlich," erwiederte Baumann verlegen. „Es ist heute der dreißigste des Monats; nach jener Anschaffung von Kuchen, die Sie

Dr. Ernst Edler v. Plener. (S. 347)

befohlen haben, bin ich noch gerade im Besitz von rund sechzig Reichspfennigen geblieben."

Alma stand bestürzt. „Daß mein Mann auch solch' ein Knauser ist!" sagte sie unmuthig.

„Ich habe eine Idee, gnädige Frau. Wir veranstalten eine deklamatorische Soirée zum Besten dieser nothleidenden Familie — wir Alle, wie wir da sind, unser ganzes Personal. Der Direktor muß einwilligen; ich werde — nun, im Nothfalle werde ich selbst ihn hierherführen — ich selbst, in die Pesthöhle dort —"

„Sie sind wirklich sehr gütig, sehr aufopfernd," unterbrach ihn Alma spöttisch. „Leider macht die Aussicht auf einen Braten in acht Tagen Niemanden satt. Ich muß mir auf andere Weise helfen."

Alma trat wieder in die Wohnung der verlassenen Frau. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen, Herr Doktor. Es ist ein unglücklicher Zufall, daß ich nur eine kleine Summe baren Geldes bei mir habe, und der Herr, der mich hierher begleitet hat und draußen auf mich wartet, hat nicht viel bei sich. Sie haben wohl die Güte, diese Dinger zu Gelde zu machen" — sie streifte ihre goldenen Armbänder ab und legte sie auf den Tisch — „ich kann sie doch nicht mehr tragen, nachdem ich dies Elend gesehen habe."

„Wie Sie wünschen. Wem soll ich Rechenschaft über die Verwendung des Erlöses ablegen?"

„Niemandem. Warum nicht gar? Als wenn ich Ihnen nicht ohnedies Mühe genug machte! Nein, nein — ich komme schon wieder einmal hierher und sehe, wie es geht. Und Dir bring' ich etwas mit, Lottchen; sei nur recht geduldig, damit Du bald wieder umherspringen kannst!"

Der Arzt begleitete sie hinaus und verabschiedete sich oben auf dem Trottoir höflich von ihr. „Närrisches Volk!" murmelte er im Davongehen. „Leicht gerührt und dann verschwenderisch wohlthätig. Aber ein neuer Eindruck löscht den alten aus. Sie wird sich nicht wieder hier blicken lassen!"

Baumann stand vor dem nächsten Hökerladen und betrachtete angelegentlichst ein Paar Holzpantoffeln, welches dort aushing. „Was sie wohl kosten mögen?" redete er Alma an, als sie zu ihm trat. „Ich möchte sie kaufen. Es kommt da ein Stück nächstens auf's Repertoire — eine ländliche Idylle, wissen Sie — ich habe die Rolle eines jungen Pächters darin. Stylvolle Fußbekleidung, was meinen Sie? Nur müßte ich darin erst gehen lernen, und ich bin bange, meine Wirthin würde eine solche lärmende Uebung über ihrem Kopfe nicht erlauben."

„Stürzen Sie sich doch nicht in unnöthige Unkosten!" spottete Alma.

Im Weitergehen sagte sie: „Ich fürchte, ich habe doch einen dummen Streich gemacht. Denken Sie: ich habe meine Armbänder verschenkt. Sie waren ein Geschenk meines Mannes und sehr werthvoll. Er würde es nie verstehen, daß ich mich habe hinreißen lassen, sie einer hungernden Familie zu opfern; er würde es nicht einmal glauben."

„Braucht man von seinen guten Werken zu reden?" meinte Baumann.

„Oeffentlich, vor aller Welt soll man es sogar nicht; es wäre eine widerwärtige Prahlerei. Aber muß der Mann nicht wissen, was die Frau thut? Wenn Randau nur nicht ein so arger Pedant wäre! Gar nichts mache ich ihm recht. Und ich konnte doch wahrhaftig nicht anders! Ganz dasselbe würde ich wieder thun. Wenn ich mir den Anblick in jener Stube vergegenwärtige — Pesthöhle sagten Sie vorhin — noch jetzt kehrt sich mir das Herz um. Es wundert mich nur, daß ich's dort aushielt. Denn indem ich nur daran denke, steigt der Widerwille, steigt der Ekel in mir auf. Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Baumann; es wird mir mit einem Male wunderlich."

Sie hing sich schwer an seinen Arm; langsam führte er sie weiter, erschrocken in ihr bleich gewordenes Gesicht blickend, ängstlich ihr zusprechend, sie möge sich zusammen nehmen, sie möge sich die fatalen Erinnerungen aus dem Sinn schlagen.

So trat das Paar aus der Querstraße heraus. Und so wurde es von Anton Winkler gesehen, den der Zufall in jene Gegend geführt hatte.

Alma bemerkte ihn nicht, da er sofort in einen Laden trat. Dort verweilte er, zerstreut um eine Kleinigkeit feilschend und durch das Schaufenster ausspähend, bis die, wie er annahm, treulose Frau seines Freundes mit ihrem Liebhaber vorübergegangen war. Wie träumend entfernte er sich dann aus dem Laden; die Verkäuferin mußte ihn daran erinnern, daß er noch nicht bezahlt habe. Und auch auf der Straße ging er wie ein Geistesabwesender.

„Hätte ich doch nichts gesehen!" sprach er vor sich hin. „Ich darf nicht schweigen. Nein, nein, keinenfalls. In diesem Falle nicht. Bedauernswerther Freund! Daß Deine zweite Ehe auch solch' ein Ende nehmen muß! — Was wird Christine sagen?"

Er bemerkte, daß er laut dachte, und preßte die Lippen aufeinander.

8.

Als Alma zu Hause anlangte, wartete Tante Polly auf sie. Die alte Dame sah ganz verstört aus.

„Ist Dir der Braten verbrannt?" fragte Alma.

„Das Unglück würde so groß nicht sein," antwortete Polly. „Nein — es ist etwas viel Schlimmeres." Geheimnißvoll fuhr sie fort: „Komm mit mir auf mein Zimmer; dort sind wir sicher vor jeder Störung."

„Es soll mich wundern, über welche Lappalie Du Dich wieder einmal aufregst," sagte Alma.

„Gewiß wirst Du Dich wundern! Ach du liebe Zeit, wenn das nur gut geht!"

Alma, nunmehr neugierig werdend, ging rasch voran; Tante Polly folgte ihr auf den Fersen. In ihrem Zimmer angekommen, verschloß sie sorgfältig hinter sich die Thüre, faßte dann ihre Nichte aufgeregt am Handgelenk und rief ihr in's Ohr: „Ich habe Deine Mutter gesehen!"

„Schrei nicht so!" erwiederte Alma kaltblütig. „Wo? Erzähle!"

Tante Polly setzte sich nieder. „Der Schreck liegt mir noch in allen Gliedern. Denke Dir nur! Vorhin gehe ich auf den Markt, Butter zu kaufen; Du weißt ja, daß ich dies immer selbst thue, da ich mich auf den Geschmack des Mädchens nicht verlassen kann. Nun fängt übermorgen der Jahrmarkt an, und die Leute sind schon eifrig mit dem Aufrichten der Buden beschäftigt. Ich also, um einmal zu sehen, was es Alles geben wird, schlendere durch das arbeitende Volk. Vorn an einem der Bretterhäuser wird gerade ein großes Bild befestigt; oben am Kopfe steht: ‚Akrobatisches Theater' und darunter sind Männer und Frauen in Trikot abgemalt, die an allerlei Geräthen turnen, große Gewichte umherschwenken und Pyramiden bilden. Ich bleibe stehen — ich weiß nicht, woran ich dachte — da plötzlich erblicke ich sie, Deine Mutter, in einem großkarrirten Regenmantel, einen zerknitterten Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Taschen, wie sie den Arbeitern Befehle ertheilt. Ich denke, der Schlag soll mich rühren; doch hab' ich noch so viel Geistesgegenwart, mich rasch hinter einem Gemüseweibe zu verkriechen, das sich neben mir aufgepflanzt hat. Da hab' ich sie mir dann nochmals genau betrachtet, die Viktoria. Ganz aus der Hüneken'schen Art ist sie geschlagen, so dick geworden, Du machst Dir keinen Begriff davon. Und das fahrende Leben hat sie nicht hübscher gemacht, das kannst Du Dir denken. Nur eine recht blühende Gesichtsfarbe hat sie — du lieber Himmel, die ist auch von purem Wasser nicht gekommen!"

„Du wirst wohl daran thun, Dich während der Dauer des Jahrmarkts zu Hause zu halten, Tante Polly," versetzte Alma.

„Das will ich gerne. Nur wird's nicht viel helfen, meine ich. Bei den Leuten, die Kisten und Kasten zu der Bude führten, hab' ich ausgekundschaftet, daß die Akrobatengesellschaft kürzlich in unserem früheren Wohnorte gewesen ist. Glaubst Du vielleicht, Deine Mutter habe sich dort nicht nach ihrem eigenen Fleisch und Blut erkundigt? Gewiß hat sie es, verlaß Dich darauf. Und wenn sie gründlich geforscht hat, woran ich nicht zweifle, so hat sie auch erfahren, wie Du jetzt heißest und wo Du wohnst. Was soll nun daraus werden, wenn sie eines schönen Tages hier in's Haus schneit und ihre Rechte als Mutter und Schwiegermutter geltend macht? Male Dir einmal Randau's Gesicht aus bei der Entdeckung, in welch' saubere Familie er hineingeheirathet hat!"

„Ich würd' es ihm wahrlich nicht verdenken, wenn er sich entrüstete," versetzte Alma. „Nicht sowohl über die Schwiegermutter, die er ja abschütteln kann, wenn sie ihm nicht paßt, als vielmehr über mich, die ich mich ihm gegenüber als Waise aufgespielt habe. Und wer ist Schuld daran? Niemand anders als Du. Ich wollte Sigismund Alles sagen, ehe er sich band, und ich bin heute noch überzeugt, er würde damals über den zweifelhaften Charakter Deiner Schwester Viktoria hinweggesehen haben. Aber Du ließest nicht ab, mich zu warnen; er würde sich zurückziehen, prophezeitest Du mir. O, wenn ich doch gesprochen hätte! Jetzt ist es zu spät."

„Das sag' ich auch," sagte Polly eifrig. „Aber wenn es herauskommt, so schiebe Alles auf mich, Kind. Versichere nur dreist, daß ich von Deiner Mutter niemals anders, als von einer Todten gesprochen hätte. Wenn Randau mich daraufhin anfaßt, so will ich ihm schon dienen."

Und sie schob ihre Haube in die Höhe und versuchte, ihren Gesichtszügen einen energischen Ausdruck zu geben.

„Geh' lieber in ihre Bude und berichte ihr, wie die Verhältnisse sind. Sie möge so barmherzig sein, meine Ehe nicht zu stören — das sage ihr."

„Würdest Du bereit sein, sie am dritten Orte zu sehen, falls sie es wünschte?"

„Sie soll es nicht wünschen," entgegnete Alma heftig. „Ich will meine gesellschaftliche Stellung nicht in Gefahr bringen. Nichts will ich mit ihr zu thun haben, gar nichts. Welches Recht hätte sie, sich an mich zu drängen? Ist sie mir jemals eine Mutter gewesen? Ich fordere von ihr, daß sie meinen Weg nicht kreuzt, jetzt nicht und später ebenso wenig. Das sag' ihr nur. Oder fürchtest Du Dich vielleicht, sie aufzusuchen? Daß Du in jungen Jahren nie gegen sie aufkommen konntest, hast Du mir oft genug erzählt. Und tapferer bist Du seitdem nicht geworden."

Diese Bemerkung der Nichte kränkte Polly Hüneken.

„Ich werde mich doch nicht vor einer Person fürchten, die sich auf den Jahrmärkten von ganz Deutschland zur Schau gestellt hat! Das fehlte mir noch! Und die Viktoria — sie mag sonst sein, wie sie will — ein gutes Herz hat

sie immer gehabt, und umzugehen war schon mit ihr. Nur Dein Vater wußte sie nicht zu nehmen; das war das Unglück."

So versicherte Tante Polly, griff nach ihrem Proviantbeutel und holte eine Stärkung daraus hervor, welcher sie dringend bedürftig zu sein glaubte.

„Du willst also hingehen?"

„Nun ja, meinetwegen. Aber muß es denn gleich sein? Hetze mich doch nicht so! Ueberdem, ich bin schlecht zu Fuß heute; mein Podagra meldet sich wieder. Morgen vielleicht."

„Mit Deinem Podraga ist es merkwürdig," versetzte die Nichte scharf. „Es stellt sich nur dann ein, wenn es Dir gelegen kommt. Willst Du Dich nicht lieber gleich in's Bett legen? Es macht sich besser."

„Morgen geh' ich jedenfalls," versprach Polly.

Damit mußte Alma sich zufrieden geben. —

Mittags brachte Sigismund ein Flugblatt mit zu Tisch, das er auf dem Hausflur aufgelesen hatte. Es enthielt die Ankündigung des akrobatischen Theaters und war unterzeichnet: Viktoria Wirsching, Direktrice. Sigismund reichte den Zettel an Alma. „Sieh nur, was uns zugeflogen. Da ist eine Namensschwester von Dir, die an unseren Kunstsinn appellirt. Du wirst ihr zeitgemäßes Unternehmen doch patronisiren?"

Alma lachte gezwungen. „Warum nicht? Wenn Du mich begleitest?"

„Ich will mir's überlegen. Es ist mir beim Lesen dieses Plakats eine Idee gekommen — die Idee zu einem Bilde. Ich hätte wohl Lust, mich mit dieser Gauklerbande näher bekannt zu machen; vielleicht finde ich passende Modelle darunter."

„Du wirst doch nicht!" entgegnete Alma erschrocken.

Sigismund zuckte die Achseln. „Ein Maler darf nicht prüde sein; die guten Stoffe sind nicht ausschließlich in feinen Kreisen zu finden."

„Du wirst doch nicht diese schrecklichen Trikotmenschen hier in's Haus kommen lassen?" fragte Alma.

„Wenn sie nicht zu viel fordern, warum nicht? Aber zuerst muß ich sie bei der Arbeit sehen. Wenn die Bande gar zu schofel aussieht, kann ich sie nicht gebrauchen."

Tante Polly hatte während dieser Unterhaltung standhaft geschwiegen; nur an ihrer Haube hatte sie mit nervös zitternden Händen hin und her gerückt. Gleich nach Tisch war sie verschwunden. Schon dachte Alma, sie habe sich aufgemacht, um mit der schrecklichen Verwandten in der Akrobatenbude zu verhandeln; aber als sie in ihrem Zimmer nachsah, fand sie Tante Polly im Bette.

„Laß mich in Ruhe, ich will nichts mehr hören!" rief sie mit klappernden Kinnbacken. „Mein Gott, mein Gott! Es gibt ein Unglück, ich seh' es kommen! Und es ist nichts dagegen zu machen!"

„Du bist ein Hasenfuß!" erwiederte Alma verächtlich. „Ich werde selbst gehen."

„Nimm Geld mit!" rief Polly ihr nach. „Die Viktoria läßt vielleicht mit sich handeln."

„Geld? Ich habe keins. Und meinst Du, ich würde ihr zeigen, daß von mir etwas zu holen ist, selbst wenn ich die Taschen voll hätte? Damit ich später alle acht Tage einen Bettelbrief bekäme? O nein, Tante Polly. Entweder — oder. Will sie mich nicht fortan verleugnen, so mag sie sich Sigismund gegenüber als meine Mutter aufspielen. Sie wird wenig Freude davon haben."

Gleich darauf verließ sie das Haus; sie schien so in Gedanken vertieft zu sein, daß sie Anton Winkler, der ihr in der Thür begegnete, gar nicht beachtete.

Kopfschüttelnd sah ihr dieser nach, stieg dann die Treppe hinauf und fragte die Magd nach Sigismund. Er traf ihn zeichnend im Atelier und in aufgeräumter Stimmung.

„Ein vorzügliches Sujet ist mir heute durch einen Zufall aufgegangen," rief ihm der Maler entgegen und erzählte von dem Flugblatt der Direktrice Viktoria Wirsching. „Akrobaten bei der Probe! Lange hat mich nichts so zur Darstellung gereizt; schon versuche ich mich an der Komposition. Aehnliches ist häufig gemalt worden, ich weiß es wohl, doch nicht mit der Wirkung, die ich zu erreichen hoffe. Man soll meinen Akrobaten ansehen, daß sie sich nur um's Geld mühen, ohne inneren Beruf zu ihrem lustigen Gewerbe. Verstehe, wie ich's meine: es macht ihnen nicht den geringsten Spaß, ihre Künste zu zeigen; sie treiben ihre Possen mit einem traurigen, verdrießlichen Ernst, mit dem kleinsten Aufwand von körperlicher Anstrengung, der erforderlich ist. Es soll ein melancholischer Anblick werden, über den man zuerst lacht und der dann Mitleid erregt."

„Ich wünsche Dir Gelingen," versetzte Anton gedrückt.

„Wirklich?" lachte Sigismund. „Es klingt nicht so, als ob der gute Wunsch Dir von Herzen käme. Was hast Du, Menschenkind? An welchem Aerger würgst Du? Haben Deine Rangen sich gegen Dich aufgelehnt heute Nachmittag?"

„Ich bedauere, Dir Deine gute Laune stören zu müssen; sie ist so selten gewesen bei Dir in der letzten Zeit und wird schwerlich bald wiederkehren."

Sigismund sah ihn forschend an. „Was hast Du mir mitzutheilen? Heraus damit! Ich merke schon, Du bist mit einer schlimmen Nachricht geladen. Ist es etwas, das meine Frau betrifft?"

Anton nickte. „Der Weg zu Dir ist mir schwer genug geworden, glaub' es mir. Aber die Freundschaft gebietet mir, zu reden."

„Erspare Dir jede weitere Einleitung," unterbrach ihn Sigismund ungeduldig.

Anton erzählte, was er am Morgen gesehen hatte. Der Herr, an dessen Arm Alma gehangen, war ihm unbekannt gewesen, doch vermochte er ihn so genau zu beschreiben, daß über seine Persönlichkeit bei Sigismund kein Zweifel blieb.

Als er Alles vernommen, trat er an's Fenster und starrte in die Dämmerung hinaus, den Kopf an die Scheiben lehnend.

Eine Weile überließ ihn der Freund seinen Gedanken; dann trat er zu ihm und fragte: „Was gedenkst Du zu thun?"

Sigismund fuhr auf. „Was ich muß. Habe ich denn eine Wahl? Kann ich anders, als meine Ehre vertheidigen? Sie — ich wollte, ich brauchte sie nicht wiederzusehen. Es wird mir schwer, ihr gegenüberzutreten. Ich, ihr Richter — es geht mir gegen die Natur. Denke nicht schlecht von mir! Es ist etwas in diesem Weibe — trotz alledem — das mich schwach macht. Ich kann sie nicht in aufflammendem Zorn in den Staub schmettern, mich gar an ihrer Zerknirschung weiden. Aber sei nicht bange, daß ich deshalb unterlassen werde, was mir obliegt. Sie muß aus dem Hause, heute noch; ich seh' es ein."

„Und er?" fragte Anton.

„Er? Das ist eine andere Sache!" Sigismund verließ das Fenster und ging im Zimmer auf und nieder. „Siehst Du, diesen Baumann könnte ich niederschießen, aber ich kann mich doch mit solchem Possenreißer nicht schlagen. Indessen soll er sich hüten, daß er mir nicht noch einmal in den Weg läuft."

Es klopfte an die Thüre; Anton schickte sich zum Gehen an

„Bleibe!" bat Sigismund. „Es wird das Mädchen sein; ich wüßte nicht, wer außer ihr jetzt hier einzudringen versuchen sollte."

Die Magd berichtete, es sei eine Frau draußen, die nach Frau Randau gefragt habe. Als sie ihr mitgetheilt, Madame sei ausgegangen, habe sie Herrn Randau zu sprechen verlangt. Hier sei auch eine Karte, die sie ihr übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ernst Edler v. Plener.

(Mit Porträt auf Seite 345.)

Der Führer der deutsch-österreichischen Liberalen, Dr. Ernst Edler v. Plener, dessen Porträt wir auf S. 345 bringen, ist am 18. Oktober 1841 zu Eger als der einzige Sohn des früheren österreichischen Finanz- und Handelsminister Ignaz v. Plener geboren. Er studirte in Wien und Berlin, trat 1865 in den diplomatischen Dienst bei der Botschaft in Paris, dann in London, nahm 1873 als Legationssekretär seinen Abschied und ward von der Egerer Handelskammer in den Reichsrath gewählt. Als Politiker schloß sich Ernst v. Plener dem Klub der Linken an und wußte sich im Abgeordnetenhause bald in hervorragender Weise, zumal durch seine Reden bei den volkswirthschaftlichen Debatten, bemerkbar zu machen. Er gehörte von jeher zu den fleißigsten Abgeordneten, war Mitglied zahlreicher Ausschüsse und zählte schon seit geraumer Zeit zu den einflußreichsten Führern der Deutsch-Oesterreicher. Als es 1888 endlich gelang, dem langen Hader der verschiedenen liberalen Parteien ein Ende zu machen und wenigstens den größten Theil derselben zu einem Klub der vereinigten deutschen Linken zu verbinden, wurde Dr. Ernst v. Plener zum Vorsitzenden desselben gewählt. Auch als national-ökonomischer Schriftsteller („Die englische Fabrikgesetzgebung", „Englische Baugenossenschaften" u. s. w.) ist er wiederholt mit Erfolg thätig gewesen.

Die neue Hamburger Elbbrücke.

(Mit Bild auf Seite 348.)

Am 16. Juli 1888 hat die Eröffnung der neuen Elbbrücke in Hamburg, von der wir auf S. 348 eine Ansicht bringen, stattgefunden. Sie wurde errichtet, um zwischen den beiden Ufern der Norderelbe eine bessere Verbindung zu schaffen, als sie die etwas unterhalb gelegene ältere Elbbrücke gewährt. Die Vorarbeiten begannen im Herbst 1882, und bis zum Herbst 1885 war der erste, kurz darauf auch die übrigen Pfeiler fertig gestellt. Sie sind aus Granit aufgeführt und stehen in einer Entfernung von je 102 Meter von einander. Auf beiden Ufern schließen sich noch je zwei steinerne Brückenbogen von 27 Meter Weite an. Den eisernen Oberbau lieferte die Firma Harkort in Duisburg, die Maurerarbeit der Maurermeister Hervers. Einen hervorragenden architektonischen Schmuck der Brücke bildet das von dem Hamburger Baumeister Hauers entworfene schöne Portal. Die Gesammtlänge der Brücke beträgt 400 Meter, die Breite der auf Betonunterlage gepflasterten Fahrbahn 7 Meter, die der asphaltirten Fußgängerwege rechts u d links außerhalb der Träger je 2 Meter. Da jedoch die Pfeiler 13 Meter lang sind, so ist nöthigenfalls eine Verbreiterung der Brückenbahn bis fast auf das Doppelte möglich. Die Kosten der Brücke haben 2½ Millionen Mark betragen.

Das Tauchen nach Aepfeln am Vorabend von Allerheiligen in Irland.

(Mit Bild auf Seite 349.)

In ganz Irland wird der „Heiligabend", d. h. der Vorabend des auf den 1. November fallenden Allerheiligentages, in ganz ähnlicher Weise im Kreise der Familie gefeiert, wie bei uns der Sylvesterabend. Man treibt allerlei Scherze und Spiele, von denen das Aepfeltauchen (siehe unser Bild auf S. 349) besonders beliebt ist. Der Spaß läuft darauf hinaus, einen der in einem Wasserbottich schwimmenden Aepfel mit dem Munde zu ergreifen, was viel schwieriger ist, als man meint. Der leicht bewegliche Apfel weicht nämlich stets nach unten aus. Es gewährt die belustigendste Unterhaltung, die Familienmitglieder, den Vater nicht ausgenommen, wie eine Robbe den Kopf in's Wasser tauchen und nach der hartnäckig entfliehenden Beute schnappen zu sehen, bis das Bedürfniß nach Luft den Betreffenden zwingt, unverrichteter Dinge unter dem Jubel der Uebrigen sein triefendes Haupt wieder aus dem Wasser emporzuheben.

Der Glückspilz.

Aus der Wandermappe eines Arztes.

Von **R. Habs-Randau.**

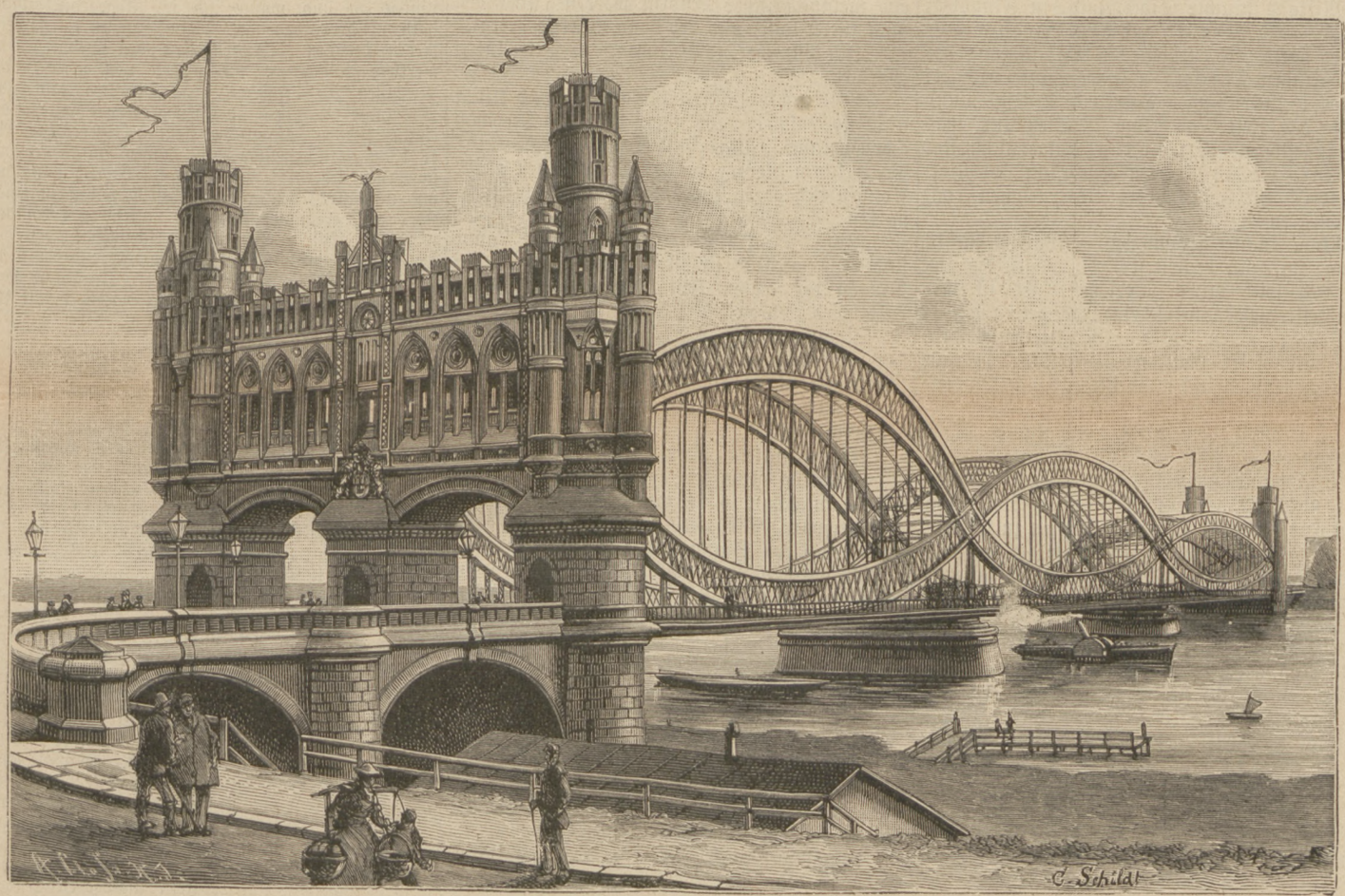
(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1842 hatte ich mich in Ponta-Delgada auf der Insel San Miguel eingenistet, um im Auftrage der Londoner Südfruchthandlung Stipton Brothers die Lagrima zu studiren, jene furchtbare Pflanzenpest, die damals die weltberühmten Orangengärten der Azoren in Wüsteneien verwandelte und die Bevölkerung dieser Inseln mit völliger Verarmung bedrohte, denn für die Azoren ist der Orangenbaum dasselbe, was die Rebe für die weinbauenden Distrikte Deutschlands und Frankreichs ist: die Haupt- und oft genug die einzige Einnahmequelle des größten Theiles der Bevölkerung. Die Krankheit selber war die Folge des Schmarotzerthums eines Rindenspalters, einer wanzengroßen, grauschwarzen Pilzform, die zunächst die Wurzeln des Baumes ergriff, dann zwischen Holz und Rinde am Stamme in die Höhe stieg, den Bast zerstörte und die Rinde auftrieb, bis diese platzte und jene Tropfen gummiartigen Saftes austreten ließ, die das charakteristische Kennzeichen der Krankheit bilden und derselben den Namen der Lagrima oder Thränenpest verschafft haben. Gleichzeitig mit dem Auftreten dieser Thränen begannen die Blätter zu vergilben, dann fiel fetzenweise die Rinde ab, das nackte Holz begann zu faulen, und nach zwei, höchstens drei Monaten war der vom Pilz ergriffene Baum eine mitleiderregende Leiche.

Einem solchen Feinde gegenüber waren die gewöhnlichen Hausmittel der Baumgärtnerei völlig machtlos. Es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als mir eine Sendung chemischer Geräthe und Präparate aus London zu erbitten und meine Thätigkeit inzwischen einzustellen.

Diese Arbeitspause aber kam mir ganz gelegen. Ich war der Stadt und ihrer pilzdurchwucherten Quintas*) herzlich müde, ich sehnte mich nach dem Anblicke einer gesunden Vegetation, und ehe daher mein liebenswürdiger Gastfreund, Dom Jose Monte, es sich versah, hatte ich das Bündel geschnürt und wanderte nach dem Dorfe Porto-Formoso hinüber, wo ich im Hause der Wittwe Riscado ein leidliches Unterkommen, an der Alten eine erträgliche Wirthin, und an ihrer neun-

*) Orangengärten.



Die neue Hamburger Elbbrücke. (S. 347)

zehnjährigen Tochter Roseta eine muntere Gesellschafterin fand. Allerdings hatte auch Porto-Formoso seine pestbefallenen Quintas, diese aber lagen unterhalb des Dorfes gegen das Gestade zu, und ich hütete mich sorglich, ihnen ohne Noth nahe zu kommen.

Acht oder zehn Tage mochten seit meinem Umzuge verstrichen sein, als ich eines Morgens mit der Flinte auf dem Rücken am Monte de Cabras emporzusteigen begann. Ich hatte dort Tags zuvor Wachteln bemerkt, die sich an den blauen Beeren des afrikanischen Buchsbaumes gütlich thaten, und gedachte zum Besten meines Küchenzettels einige derselben zu erlegen. In der That war ich kaum eine halbe Stunde gestiegen und hatte eben eine kleine Felsfläche erreicht, die mit verwittertem Bimsstein besäet und über und über mit Gräsern, Binsen, Farnen und Moosen bewachsen war, als ich seitwärts auf einer Klippe eine Wachtel gewahrte. Vom Jagdfieber ergriffen, machte ich mich in Eile schußfertig und marschirte dann auf einen mächtigen Farnbusch los, hinter dessen meterhohen Wedeln ich zum Schuß zu kommen gedachte. Nun hätten allerdings die Binsen und das Torfmoos, in das ich ab und zu bis an die Knöchel einsank, mich mißtrauisch und bedächtig machen sollen, leider aber gedachte ich dieser Warnungszeichen nicht eher, als bis ich plötzlich sozusagen in's Leere trat und im Handumdrehen bis an die Brust in den Boden fuhr: ich war in eine Caldeirinha gerathen, einen jener kleinen, mehr oder weniger tiefen Trichter, die unter dem Einflusse der vom Moose aufgesogenen Feuchtigkeit in diesem von Natur porösen und zerklüfteten Boden zu entstehen pflegen.

„Verwünscht!" schrie ich unwillkürlich, indem ich mich eiligst aus dem schlammgefüllten Gefängniß zu befreien strebte. Alle meine Anstrengungen hatten jedoch kein anderes Resultat, als daß ich mich noch einige Zoll tiefer in den Grund bohrte.

Was nun? Nach kurzem Beginnen feuerte ich das Gewehr ab und stieß einen langgezogenen Schrei aus. Aber Niemand antwortete, und inzwischen sickerte mir das Wasser in die Stiefel und verursachte mir eine Gänsehaut.

Zum Glück hatte ich noch einige Patronen in der Brusttasche stecken. Ich lud also von Neuem und schoß, schrie und lauschte zum zweiten Male — abermals ohne Erfolg.

Meine Lage begann jetzt aus dem Unbehaglichen in's Lebensgefährliche überzugehen. Der morsche Bimsstein auf dem Grunde des Trichters gab unter dem Gewichte meines Körpers nach, und ich fühlte mich langsam, aber unaufhaltsam tiefer sinken.

Ein dritter Schuß und dritter Schrei — horch! Da endlich klang's von unten herauf wie ein langgezogener Matrosenruf. Dann aber wurde Alles wieder still, und erst nach ewig langen zehn Minuten merkte ich am Rauschen der Büsche, daß Jemand näher kam.

Das Tauchen nach Aepfeln am Vorabend von Allerheiligen in Irland. (S. 347)

„Wie, Sie sind's, Señor?" rief eine unbekannte Stimme. „Schnell, fassen Sie zu!"

Diese Aufforderung war überflüssig. Mit der Kraft der Verzweiflung packte ich die ziemlich starke Stange, die mir im selben Augenblick unter die Nase gehalten wurde, mein unbekannter Retter zog an, und wie ein Hecht an der Angel wurde ich auf's Trockene gezerrt.

„Tausend Dank, Señor!" stammelte ich, indem ich aufzuspringen versuchte. Meine Beine waren jedoch völlig erstarrt und versagten mir rundweg den Dienst.

„Kommen Sie nur — so!" sagte mein Retter mit gutmüthigem Lächeln, indem er mich um den Leib packte und auf die Füße stellte. „Und nun vorwärts. Der Marsch zum Dorf hinunter wird Ihnen gut thun."

Erst während dieses Eilmarsches wurde ich meiner Sinne wieder soweit Meister, daß ich meinen Retter genauer in's Auge fassen konnte. Der Unbekannte mochte vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt sein und trug das Kostüm der Landleute auf der Insel: Jacke und Hose aus grauer Leinwand, auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Strohhut und an den nackten Füßen Sandalen aus gedörrter Ziegenhaut. Offenbar war er ein Bauer aus dem Dorfe, der beim Haidekrautschneiden meine Nothsignale vernommen hatte.

Eilig ausschreitend, hatten wir bald das erste Gehöft des Dorfes erreicht. Dort machte mein Begleiter Halt.

„Hier wohne ich," sagte er einfach. „Ich heiße Diago Tunal. Vielleicht besuchen Sie mich gelegentlich. Inzwischen adeos, Señor."

Und bevor ich eine Antwort geben konnte, war er hinter der Thür des Gehöftes verschwunden.

Eine Viertelstunde später saß ich in trockener Kleidung am Herdfeuer, schlürfte behaglich meinen Thee und erzählte dabei meiner Wirthin und ihrer Tochter die Geschichte meines Unfalls.

„Diago Tunal? Nicht möglich!" riefen die Beiden wie aus einem Munde, als ich den Namen meines Retters nannte.

Erstaunt blickte ich auf. Roseta wandte sich daraufhin hastig ab, die Alte aber sagte: „Hm, sehen Sie, Señor, Diago Tunal — das ist eigentlich ein Unglücksvogel. Was der anfaßt, mißlingt. In seiner Quinta hat sich hier die Lagrima vor sechs Jahren zuerst gezeigt. Er hat eben kein Glück — —"

„Ei, nicht doch, Muhme Riscado!" fiel in diesem Augenblicke die scharfe Stimme eines hageren Mannes ein, der unbemerkt in die offene Hausthür getreten war. „War's nicht Glück genug, daß er dem Schiffbruch der ‚Andorina' entging, während alle seine Kameraden ertrinken mußten?"

„Ei, so treten Sie doch näher, Gevatter Canto!" entgegnete Frau Riscado zuvorkommend, indem sie diensteifrig dem Gaste einen Sessel zurechtrückte.

Felippo Canto, ein angehender Fünfziger, mit schmalem, pfiffigem Gesicht, vertrat das aristokratische Element im Dorfe, denn er war ein „halber Morgado", das heißt er besaß eigenen Grund und Boden, während die übrigen Bauern nur Quinteiros und Zeitpächter waren. Daher die Liebenswürdigkeit des Empfangs, der ihm von der Alten zu Theil ward.

„Und wenn Diago auch sonst nichts hat," fuhr der Bauer hämisch fort, indem er ohne Umstände Platz nahm, „so hat er doch hübsche schwarze Augen. Nicht wahr, Rosetiña!"

„Ob Tunal hübsche Augen hat, weiß ich nicht," entgegnete das junge Mädchen trocken. „Soviel aber steht fest, daß er seine Suppe dreimal auslöffelt, ehe Euer Vasco nur das Tischgebet spricht."

„Mädchen!" rief die Alte erschrocken und fuhr dann zu Canto gewendet fort: „Lassen Sie das alberne Ding, Gevatter. Sagen Sie uns lieber, wie es mit Ihrer diesjährigen Orangenlese steht."

„Ganz vortrefflich, Muhme. Ich gedenke heuer eine hübsche Kleinigkeit bei Seite zu legen."

„Ihr Lagrima-Mittel bewährt sich also nach wie vor?"

„Und ob!"

„Wie? Sie besitzen also ein Mittel gegen die Lagrima?" rief ich.

„Und sogar ein erprobtes!" entgegnete Canto mit Nachdruck.

„Und Sie verheimlichen es trotzdem der Welt?"

„Hm, Jeder ist sich selbst der Nächste. Bisher haben noch Alle mein Mittel um Gottes willen verlangt. Ich gedenke zu warten, bis man mir einen angemessenen Preis dafür bietet."

„Und wer bürgt für die Wirksamkeit dieses Mittels?"

„Der Erfolg, Señor, der Erfolg!" rief Canto, plötzlich warm werdend, da er in mir den ohne Zweifel schon lange gesuchten Käufer witterte. „Begleiten Sie mich, und Sie werden sehen!"

Selbstverständlich nahm ich den Alten sogleich beim Wort und begab mich unter seiner Führung zu den Orangengärten hinaus. Canto's Quinta lag am Fuße des Monte Redondo und war von den übrigen nur durch einen breiten Fahrweg geschieden — aber welcher Unterschied zwischen hüben und drüben! Die Bäume waren zwar etwas unansehnlich und schienen schlecht gepflegt, aber sie waren offenbar gesund, während drüben der größte Theil der Stämme krank oder bereits abgestorben war.

„Glauben Sie nun an mein Mittel, Señor?" fragte mich der Bauer mit triumphirendem Lächeln.

„Ich muß wohl," gab ich zur Antwort, „und ich bin auch zum Ankauf desselben geneigt — nur muß ich dazu noch die Einwilligung meiner Auftraggeber einholen."

„Nun, ich kann warten," entgegnete Canto selbstbewußt.

Damit trennten wir uns. Bei der Heimkunft aber fand ich zu meiner freudigen Ueberraschung einen Boten mit einem Schreiben Dom José Monte's vor, in welchem der Morgado*) mich benachrichtigte, daß der amerikanische Konsul auf Fayal ihm ein chemisches Besteck überlassen habe, und daß dasselbe zu meiner Verfügung stehe. Eine erwünschtere Nachricht hätte es kaum geben können. In meiner Antwort ersuchte ich Dom José um unverzügliche Zusendung des Bestecks, verzehrte dann in bester Laune mein Mittagsessen und machte mich schließlich auf, um Tunal zu besuchen.

Der junge Bauer empfing mich ohne jede Spur jener halb verlegenen, halb mißtrauischen Zurückhaltung, mit der der Landbewohner aller Zonen dem Fremden zu begegnen pflegt. Wir geriethen daher bald in ein lebhaftes Gespräch, und ich benutzte diese Gelegenheit, um den Quinteiro um seine Meinung über Canto und dessen Geheimmittel zu befragen.

„Je nun, Señor," entgegnete Tunal mit Achselzucken, „hüten Sie sich, die Katze im Sack zu kaufen. Canto ist ein Fuchs, wenn nicht etwas Schlimmeres; das auffällige Gedeihen seiner Quinta ist ein Spiel des Zufalls, denn er versteht nichts von der Gärtnerei, kümmert sich auch nicht darum. Bei alledem möchte allerdings sein Anerbieten nicht rundweg auszuschlagen sein, denn auch eine blinde Taube findet wohl bisweilen ein Korn. Nur müßte man sich immer gegenwärtig halten, mit wem man es zu thun hat, und sich einzig auf sich selber verlassen."

Das war im Grunde genommen meine eigene Ansicht, und so beschloß ich denn, meine Londoner Auftraggeber unverzüglich von Canto's Anerbieten in Kenntniß zu setzen, bis zum Eintreffen des Bescheides aber selbstständige Untersuchungen vorzunehmen. Sobald daher die ersehnte Sendung aus Ponta-Delgada angekommen war, machte ich mich ohne Säumen an die Arbeit.

Mit Erlaubniß des Eigenthümer entnahm ich den Plantagen Canto's, Tunal's und einiger Anderen je drei Erdproben von der Oberfläche und aus einem und zwei Fuß Tiefe und begann dieselben zu analysiren. Alle diese Proben stimmten ihrem wesentlichen Gehalte nach überein, und schon wollte mir die Hoffnung schwinden, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, als sich bei der Prüfung auf Stickstoffverbindungen ein auffallender Unterschied ergab. Während nämlich die aus Canto's Quinta entnommenen Proben nur äußerst geringe Mengen salpetersauren Kali's enthielten, zeigten die übrigen sich geradezu überladen damit. Außerdem erwies sich namentlich die Tunal'sche Ackerkrume reichlich mit organischen Ueberresten, insbesondere mit Gräthen und Fischschuppen vermischt, die sich im Canto'schen Erdreich gar nicht oder doch nur in verschwindend kleiner Menge vorfanden. Von diesem Augenblicke ab aber war mir klar, daß Canto die Erhaltung seiner Quinta einzig dem Mangel an stickstoffhaltiger Substanz im Boden verdankte, indem der wie alle Pilze auf Stickstoff erpichte Rindenspalter das Erdreich, das ihm diesen Leckerbissen vorenthielt, mit Verachtung gestraft und damit dessen Besitzer den größten Gefallen erwiesen hatte, den er überhaupt Jemand zu erweisen im Stande war.

Woher aber jener Ueberfluß an Stickstoff? Woher insbesondere die Fischgräthen? Ich befragte Tunal deswegen.

„O, nichts Einfacheres als das!" gab der Quinteiro zur Antwort. „In den Jahren 1836 bis 1840 war der Fischfang ein unerhört reichlicher, und da der Segen sich nicht anders verwerthen ließ, wurden Tausende von Wagenladungen als Dünger verwandt. Ich selber habe wohl an zwanzig Fuhren in meine Quinta gebracht —"

„Und sich damit selber die Lagrima auf den Hals geholt!" fiel ich ihm aufgeregt ins Wort. Und nun setzte ich dem Verblüfften auseinander, wie meines Erachtens der unter dem Einflusse von Luft und Feuchtigkeit verwesende Fischdung das Erdreich mit stickstoffhaltiger Substanz geschwängert und dadurch das schönste Brutbeet für den Rindenspalter geschaffen hatte.

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Señor!" rief Tunal aufspringend. „Canto ist der Einzige, der aus Bequemlichkeit seit zehn Jahren nicht gedüngt hat."

„Das dachte ich mir," fuhr ich triumphirend fort. „Thun wir's ihm also nach, hängen wir dem verwünschten Pilz den Brodkorb so hoch oder vielmehr so tief, daß er ihn nicht mehr erreichen kann! Wollen Sie den Versuch mit mir wagen, Tunal, und vor Allem: wollen Sie Ihre Quinta dazu hergeben?"

Tunal sagte mit Freuden zu, und schon am folgenden Tage machte ich mich mit ihm und drei weiteren Gehilfen an die Arbeit. Wir rajolten einen Theil der Quinta gegen vier Fuß tief, so daß die stickstoffgeschwängerte Krume an drei Fuß unter die Oberfläche zu

*) Großgrundbesitzer.

liegen kam, pflanzten dann einige zwanzig gesunde, vierjährige Orangenbäume ein, die noch im selben Jahr zur Blüthe kommen sollten, und nun blieb uns zunächst nichts weiter zu thun, als in Geduld den Erfolg abzuwarten.

All unsere Mühe schien jedoch vergebens aufgewendet. Denn nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte in Ponta-Delgada, wo ich auf das Drängen Dom Jose's meinen Versuch im Großen wiederholt und eine ganze Quinta hatte rajolen und bepflanzen lassen, erst nach einigen Tagen wieder nach Porto-Formoso zurückgekehrt, gewahrte ich eines Morgens mit Entsetzen an zweien meiner fünfundzwanzig Zöglinge die verhängnißvollen Thränen. Ohne Zögern ließ ich die beiden Stämme herausreißen und verbrennen, in der Hoffnung, damit der Lagrima den letzten Tribut gezollt zu haben. Doch diese Hoffnung trog: schon innerhalb der nächsten vierzehn Tage mußte ich noch drei weitere Stämme ausmerzen. Mit aufrichtiger Freude begrüßte ich daher die endlich einlaufende Antwort meiner Auftraggeber, die mir völlig freie Hand gab, und um mit einem Schlage zu Ende zu kommen, bot ich Canto 500 Milreis*) für sein Geheimniß. Der Bauer jedoch forderte mit hämischem Grinsen rundweg das Vierfache dieser Summe! Vergebens erbot ich mich, ihn als Dreingabe von einem Fußübel zu befreien, von dem er unmittelbar nach Eröffnung der Verhandlung befallen worden war — er blieb halsstarrig wie ein Hammel, und nach vierwöchentlichem Feilschen brach ich ärgerlich die Unterhandlungen ab.

Es geschah das allerdings nicht ohne einen Hintergedanken. Während dieser vier Wochen war meine kleine Pflanzung zusehends gediehen, die Bäume setzten bereits Blüthen an — welcher Triumph also, wenn ich meinem pfiffigen Gegner noch im letzten Augenblick ein Schnippchen schlagen konnte! Aber so gut sollte mir's nicht werden. Canto genas bald darauf ohne meine Beihilfe, und etwa acht Tage später fand ich abermals einen meiner schönsten Stämme mit den wohlbekannten Harztropfen besetzt. Außer mir vor Unmuth befahl ich Tunal, ihn auf der Stelle auszureißen, und kehrte in nichts weniger als rosiger Stimmung nach Hause zurück.

Zu meiner Erleichterung trat mir dort zum ersten Male seit vier Tagen meine Wirthin wieder mit heiterem Gesicht entgegen. Die brave Alte hatte diese Zeit über mit schwerer Sorge gekämpft: die Aufkäufer hatten ihren Weizen als brandig vom Kauf ausgeschlossen und ihr dadurch die Entrichtung des Pachtzinses unmöglich gemacht. Jetzt war sie offenbar dieser Sorge ledig, und zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß Canto ihr aus eigenem Antriebe 60 Milreis geliehen habe. Dieser Zug von Großmuth versöhnte mich wieder mit dem Alten, und ich bereute aufrichtig, ihn bisher für nichts Anderes als einen ebenso habgierigen wie pfiffigen Halunken gehalten zu haben.

Abermals vergingen drei Wochen, die mich zwei weitere Bäume kosteten. Ich war nunmehr mit meinem Latein zu Ende und wollte nur noch Dom Jose's Bericht über die bei Ponta-Delgada angelegte Pflanzung abwarten, um dann um jeden Preis mit Canto handelseins zu werden. Um so gelegener kam mir daher eine Einladung Dom Jose's zum Stiergefecht nach Maja, dem er selber mit seiner Tochter Doña Amira beizuwohnen gedachte.

Das Fest fand an einem Sonntage statt und hatte zahlreiche Theilnehmer aus den umliegenden Dörfern herbeigelockt. Während nun die junge Welt sich beim Tanze vergnügte, hatte ich eine lange Unterredung mit Dom Jose. Der brave Morgado überreichte mir dabei ein gedrucktes Rundschreiben des Governadors der Inseln, welches dem Entdecker eines Lagrima-Mittels eine Belohnung von 250 Milreis zusicherte, und eröffnete mir zugleich, daß die eingesetzte Preiskommission auf seine Veranstaltung unsere Versuchs-Quinta bei Ponta-Delgada bereits besichtigt habe, und daß ich mit ziemlicher Sicherheit auf die Prämie rechnen dürfe. Dem gegenüber konnte ich nicht umhin, ihn von meinem Mißerfolg in Porto-Formoso in Kenntniß zu setzen. Dom Jose schüttelte den Kopf zu meinem Berichte, wußte mir aber mit der ihm eigenen Herzlichkeit alle Zweifel auszureden, und in bester Laune machte ich mich endlich beim schönsten Mondschein auf den Heimweg.

Während ich gemächlich fürbaß schlenderte, hörte ich plötzlich hinter mir reden. Ich trat daher in den Schatten eines Baumes und lauschte.

„Es ist ja doch Alles vorbei, Diago," schluchzte eine Frauenstimme, die nur Roseta Riscado angehören konnte.

„Aber so sag' mir wenigstens, was eigentlich geschehen ist," hörte ich Tunal ungeduldig erwiedern.

„Ach Gott, Du weißt ja, Felippo Canto hat der Mutter sechzig Milreis geliehen, und heut' Mittag kam er zu uns und hat für Vasco um mich angehalten."

„Der Schuft!" knirschte Diago. „Und was gedenkst Du nun zu thun, Roseta?"

„O Gott, was soll ich thun? Darf ich die Mutter in's Unglück stürzen?"

Tunal's Antwort verstand ich nicht mehr, aber ich wußte jetzt ohnehin genug. Das innige Verhältniß zwischen Diago und Roseta überraschte mich zwar ein wenig, aber ein Herzensbündniß zwischen zwei hübschen jungen Menschenkindern war denn doch ein allzu natürliches Begebniß, als daß ich mir über das Wann und Wie des Zustandekommens den Kopf zerbrochen hätte. Weit angelegentlicher beschäftigte mich die Frage, auf welche Weise den jungen Leuten zu helfen und dem dunkeln Ehrenmanne Canto ein Strich durch die Rechnung zu machen sei. Ja, wenn mir die Staatsprämie sicher gewesen wäre! Schon die Hälfte der ausgesetzten Belohnung würde für meinen guten Zweck zugereicht haben. Leider aber mußte ich mir gestehen, daß das fortgesetzte Auftreten der Lagrima in der Quinta Tunal's meine Aussichten sehr bedenklich machte und sie völlig vernichten mußte, sobald es sich an den nunmehr in Blüthe stehenden Bäumen wiederholte.

Am andern Morgen war ich daher schon bei Zeiten auf den Beinen und wanderte zu meiner Plantage hinaus. Im Begriff, die Quinta zu betreten, sah ich Roseta mit einem Ballen frisch gesammelter Farnkrautwolle den Monte Redondo herabkommen. Ich blieb daher stehen und erwartete sie.

„Guten Morgen, Rosetiña!" sagte ich herzlich, als sie bei mir angelangt war. „Möchten Sie unsere kleine Pflanzung nicht auch einmal in Augenschein nehmen?"

„O wie gern, Señor!"

Wir traten also ein, und meine siebenzehn Pfleglinge boten in ihrem röthlich-weißen Blüthenschleier in der That einen so unvergleichlichen Anblick, daß mir dabei das Herz im Leibe lachte. Mit berechtigtem Stolz schritt ich prüfenden Blicks die Reihe entlang, da — o Schmach und Schande! abermals an zwei Stämmen die gefürchteten Thränen.

Ich stieß einen so ingrimmigen Fluch aus, daß Roseta erschrocken fragte: „Um Gott, was ist Ihnen, Señor?"

„Da — sehen Sie selbst!" erwiederte ich, indem ich auf die befallenen Stämme wies.

Näher tretend bückte Roseta sich zu dem ersten derselben herab, und ich sah, wie sie merklich erbleichte. Plötzlich aber löste sie eines der Harzklümpchen mit den Nägeln ab und rieb die Stelle mit dem benetzten Zeigefinger, hielt stutzend ein wenig inne, wiederholte dies Verfahren bei einer zweiten Thräne, fuhr dann hastig in die Höhe und rief mir zu: „Aber sehen Sie doch, Señor: der Baum ist ja gesund!"

„Gesund? Sind Sie närrisch, Roseta?"

Schon im nächsten Augenblicke aber lag ich selber vor dem Stamme auf den Knieen, riß hastig die übrigen Harztropfen herab und polirte die Anheftungsstellen mit dem Taschentuche. Glatt und glänzend, ohne Spur eines Risses schimmerte die Rinde mir entgegen! Ebenso zeigten die einzelnen Thränen an ihrer Basis keine Furchen und Höcker, sondern eine glatte Schnittfläche wie von einem scharfen Messer — und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: die Thränen waren offenbar mit einem scharfen Instrumente von einem fremden Stamme abgelöst und dann einfach auf die Rinde meiner gesunden Bäume aufgeklebt worden. Ich war Monate lang das Opfer eines Gaunerstreichs, der Narr eines abgefeimten Halunken gewesen!

Diese ärgerliche Erkenntniß vermochte jedoch meine Freude nicht zu beeinträchtigen.

„Rosetiña," rief ich, „Sie haben die Ehre der Wissenschaft gerettet! Sie sind ein Goldkind, so wahr ich ein dreifacher Esel gewesen bin!"

Und ohne Umstände packte ich das junge Mädchen beim Kopf und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

„O — o!" rief in diesem kritischen Momente eine Stimme vom Eingange der Quinta her. Das war natürlich Tunal, der etwas verspätet zum Stelldichein kam.

Ich jedoch faßte Roseta um die Taille, führte sie im Laufschritt dem verdutzten Quinteiro zu, und während das junge Mädchen sich schmollend die Lippen rieb, gab ich meinem Lebensretter Aufklärung über die Ereignisse des Tages, ermahnte ihn jedoch zur Nachsicht gegen Canto, da uns ja der Beweis für dessen Thäterschaft fehlte, obwohl diese im höchsten Grade wahrscheinlich war, denn nur er hatte ein Interesse am Mißlingen meiner Versuche. Den beiden verliebten Menschenkindern versprach ich den ganzen Betrag der Staatsprämie, deren ich nunmehr sicher war, und die mir in der That sechs Wochen später ausgezahlt wurde, zur Aussteuer. Die Glücklichen würden allerdings schon mit einem Viertel jenes Betrages zufrieden gewesen sein, aber wer sich in gewissen Momenten nicht bewogen fühlt, das Hemd vom Leibe wegzuschenken, dem fehlt's an Kopf oder Herz oder auch an beiden. —

Der Hochzeit Tunal's konnte ich nicht mehr beiwohnen. Während meines zweiten Aufenthalts auf den Azoren aber versäumte ich natürlich nicht, den jungen Eheleuten einen Besuch zu machen, und wurde wie ein leiblicher Großvater von ihnen empfangen.

„Nun, Diago, wie steht es mit unserer Plantage?" fragte ich.

„Vortrefflich, Señor. Keine Spur von Lagrima!"

„Na, Gott sei Dank, daß wir den Unglückspilz los sind!"

„Unglückspilz? Nicht doch, Señor!" rief Tunal lachend, indem er Roseta wie ein Kind in die Höhe hob. „Sehen Sie, für mich ist er ja doch der reine Glückspilz gewesen."

*) 1 Milreis = 4 Mark 47 Pfennig.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die erste Nähmaschine in Berlin. — Vor 35 Jahren erhielt der Schneidermeister Pommerenke die erste Nähmaschine, welche nach Berlin verkauft worden war. Sie kam wohlverpackt aus Amerika und wurde begreiflicherweise als ein Wunderwerk angestaunt. Sie erregte so großes Aufsehen, daß nach ihrer Aufstellung König Friedrich Wilhelm IV. selbst die Schneiderwerkstatt aufsuchte und mit großem Interesse der Arbeit der rastlos fleißigen „eisernen Nähmamsell" — wie der König sie nannte — zuschaute. Auch Papa Wrangel erschien und wurde so begeistert von der Maschine, daß er ihrem Besitzer am nächsten Tage die sämmtlichen Schneider des 2. Garde-Infanterieregiments zu Fuß auf den Hals schickte, damit die Leute auf ihr nähen lernen sollten. Mit Zustimmung des Königs beabsichtigte er, die Nähmaschine der Militärschneiderei dienstbar zu machen. Der alte Herr hatte sich die Sache zu leicht vorgestellt, denn die braven Grenadiere und Musketiere konnten mit dem „kuriosen Dinge" nicht fertig werden, allzu oft riß ihnen der Zwirn. Die Maschine, welche sich noch nach Jahrzehnten in dem Besitze des Herrn Pommerenke befand, war in ihrer Konstruktion sehr unvollkommen. König Friedrich Wilhelm IV. hatte mit seltenem Scharfblick sofort ihren Hauptfehler, der in der mangelhaften Greifervorrichtung lag, erkannt; genau in dem Sinne des Monarchen ist später die Verbesserung der Maschine erfolgt. Das erste Arbeitserzeugniß der „eisernen Nähmamsell" war eine für den König bestimmte Steppjacke, die der Monarch bei einem zweiten Besuch, den er in Begleitung einer oder zwei Prinzessinnen der Werkstatt machte, huldvoll als Geschenk annahm und auch getragen hat. Weniger Glück hatte der Meister mit einer zweiten Steppjacke, die er für „Papa Wrangel" bestimmt hatte. Bei der Ueberreichung derselben musterte der alte Haudegen die Jacke mit einer unbezahlbaren Miene der Geringschätzung und sagte trocken: „Danke scheen, lieber Sohn, das is aber nischt vor mir." Hierauf wandte er sich zu seinem damaligen Adjutanten, Herrn v. Natzmer, und übergab diesem das Geschenk mit den Worten: „Da, lieber Natzmer, hast Du das Dings, verbrauch es mit Gesundheit."

[Dr. A. B.]

Das Korkzieherbein. — Samuel Foote, der berühmte englische Schauspieler und Schauspieldichter, der Anfangs des vorigen Jahrhunderts lebte, brach bei einem Sturze mit dem Pferde ein Bein, so daß es ihm abgenommen werden mußte und durch ein hölzernes mit Leder überzogenes und mit Haaren ausgestopftes ersetzt wurde. Sein heiterer Sinn verschmerzte jedoch bald das Unglück so vollständig, daß er über seinen Stelzfuß selbst scherzen konnte.

Einmal saß er in einem Gasthause bei einer Flasche Wein mit einigen anderen Gästen; da drängte sich ein ihm unbekannter Großsprecher zu ihm, und obwohl dieser den Dichter gar nicht kannte, stieß er mit seinem Glase, so oft er trank, mit ihm an und bestand darauf, daß er ihm zu Gefallen auch jedesmal das Glas leeren sollte. „Ein Lump, wer einen Tropfen im Glase läßt!" rief er stets. Foote bekam den zudringlichen Menschen bald satt, ergriff einen Korkzieher, hielt ihn dem Bramarbas unter die Nase und rief mit grimmiger Miene: „Ein Lump, wer sich nicht diesen Korkzieher da in's Bein schraubt!"

Der Zudringliche hielt das für Scherz; aber Foote schraubte richtig seinen Korkzieher, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, in sein hölzernes Bein. Sein Vortrinker, über den merkwürdigen Mann erstaunt, der ohne Zucken so etwas thun konnte, wagte es nicht, im Nachschrauben zaghafter zu sein, als Foote im Nachtrinken gewesen war, setzte den Korkzieher auch an sein Bein und schraubte mit verbissenem Schmerz. Kaum aber hatte er einmal umgedreht, als er einen Schmerzensschrei nicht zu unterdrücken vermochte.

„Ei, zum Henker!" rief Foote, „haltet ein! Ich sehe, daß Ihr kein hölzernes Bein habt, wie ich."

Da merkte der Bramarbas, daß er an den Unrechten und zwar an den witzigen Schauspieler Foote gekommen war, und schlich unter dem Lachen der Gäste ganz kleinlaut und beschämt hinweg. [C. T.]

Humor in der Todesstunde. — Als der Kaiser Maximilian in Mexiko zur Stätte der Exekution des über ihn verhängten Todesurtheils geführt wurde, war, als er seine Zelle verließ, ein recht sonniger Morgen, worüber er sich freute und meinte, der Tag sei so schön, als habe er sich denselben für seine Hinrichtung besonders ausgewählt. Plötzlich hörte er helle Glockentöne und fragte Miramon, den zweiten Todeskandidaten: „Sind das die Todtenglocken?" Und jener antwortete: „Darüber kann ich keine Auskunft geben, Sire; denn es ist das erste Mal, daß ich hingerichtet werde." [—bn—]

Humoristisches.

Erfüllter Wunsch.

Volle vierzehn Tage steh' ich jetzt schon da und noch habe ich keine Idee, was der da drüben treibt; aber ich bekomm's noch heraus!

Au!!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 43:
Was Gott dem Menschen auferlegt, das kann nur weise sein.

Logogriph.

Ich bin dem Marder und dem Leu,
Wie auch dem Luchse eigen,
Doch gibst Du mir ein and're Herz,
So darf ich dreist mich zeigen
In Deiner Küche, Deinem Keller,
Und Mittags gar auf Deinem Teller.

Auflösung folgt in Nr. 45. [Emil Noot.]

Schieb-Räthsel.

Teaterheld, Appellation, Klippenrand, Kleidermotte, Lohnarbeit, Matterhorn, Mormonenstadt, Grobschmied, Hopfenstengel.

Diese Wörter sind genau, Buchstabe unter Buchstabe, unter einander zu schreiben und so lange seitlich hin und her zu verschieben, bis drei bestimmte senkrechte Reihen drei Blumennamen nennen. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösungen von Nr. 43: des Arithmogriphs: 1) Schminke, 2) Chemie, 3) Heine, 4) Meise, 5) Inn, 6) Neisse, 7) Knie, 8) Eiche; des Scherz-Räthsels: Eine Stimme.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönlein Nachfolger) in Stuttgart.